Zeitschrift: Heimatschutz = Patrimoine

Herausgeber: Schweizer Heimatschutz

Band: 41 (1946)

Heft: 1: Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages

Artikel: Mundartpflege in der Nordostschweiz

Autor: Hilty, Hans Rudolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-173264

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Familien. Die nach Quartier und ständischer Schicht vielfachen Abstufungen vom fast gezierten Dalblemerbaseldytsch bis zur rüden «Ruechensprache» wird man gelten lassen müssen. Aber nicht mehr baslerisch spricht, wer *Butter, Schmätterling, Pfärd, Zältli, immer, haize, de Brueder, es Loch, er ligt, beko, nach Basel* statt *Angge, Summervogel, Roß, Däfeli, allewyl, yfyre, dr Brueder, e Loch, er lytt, biko, uff Basel* braucht, wer das Eigenschaftswort ohne den Artikel läßt — *e Ma mit langem Bart* statt *mit eme lange Bart* — oder es nach der Art anderer Schweizerdialekte abwandelt — *e ganzes Volk faart Schy* statt *e ganz Volk* und *dr diggschti Ma* statt *dr diggscht Ma —;* wer ferner den Relativsatz mit der dialektischen Entsprechung von *der, die, das* statt mit dem einzig richtigen *wo* einleitet und also *s Huus, in däm i woon* statt *woni drin woon* sagt; wer endlich den ganzen besondern Klang verfälscht, weil er aus Furcht vor dem Spott der Kameraden oder der lieben Miteidgenossen nicht wagt, zu der Entrundung der Vokale zu stehen und deshalb *Öfe, Müs, Güeti, Böim* statt *Efe, Mys, Gieti, Baim* spricht.

Man mag da bedauern, daß der Plan, das Deutsche Seminar der Universität zu einer Sammelstelle alles Baseldeutschschrifttums zu machen, keine Verwirklichung fand, daß die akademische Betreuung der Dialektforschung nicht in Basler Händen liegt, und daß Wilhelm Bruckners, des getreuen Eckhards, baseldeutsche Grammatik noch nicht erschienen ist. Dafür gibt es noch genug einzelne und ganze Familien, in denen das baseldeutsche Gewissen so lebendig wie nur je schlägt. Allzu argen öffentlichen Sündern wird in derselben Öffentlichkeit energisch auf die Finger geklopft, und mundartlich einwandfrei schreibt, nach dem Hingang von Fritz Liebrich und Theobald Bärwart, nicht nur der heitere Fridolin, sondern ebenso der eine und andere Beiträger der «Nationalzeitung» oder der «Basler Woche», der sich gleich ihm hinter der baslerischen Maske des Pseudonyms versteckt. Schlimm ist der mutlose Fatalismus und Defaitismus, der sich mit Klageliedern über den Nieder- und Untergang des Baseldeutschen begnügt, statt tapfer bei sich und den andern für dessen Erhaltung zu wirken. Der Kampf ist keineswegs so aussichtslos, wie es manchmal scheinen möchte, und er ist wahrhaft der Mühe wert. Wie die Basler ein ganz besonderer Schlag von Schweizern, so ist auch ihre Sprache als Ausdruck der eigenen Geistigkeit der alten Rheinstadt ein nur zu Unrecht manchmal belächeltes Sondergewächs. Es gehört in den Blumengarten der Schweizerdialekte, dessen frohe Buntheit niemals der Einförmigkeit eines verwässerten und charakterlosen allgemeinen «Schwyzertütsch» Platz machen darf. *Wilhelm Altwegg.*

Mundartpflege in der Nordostschweiz

Ausländer haben schon oft bekundet, für sie sei unter den Mundarten der alemannischen Schweiz diejenige der *Stadt St. Gallen* besonders leicht verständlich, und Vertreter anderer Landesteile nennen sie wenig urchig. Der Grund dafür liegt wohl vor allem in der Tatsache, daß unsere Mundart schon im vergangenen Jahrhundert (da St. Gallen durch seine Stickerei-Industrie Weltbedeutung hatte) verschiedene

Anlehnungen an die Schriftsprache erfahren hat. Damals ging das lange a für schriftdeutsches ei (in St. Gallen wurde es — im Gegensatz zum Thurgau — hell ausgesprochen) verloren: «Staa» wurde zu «Stei» (Stein), «i waaß» zu «i weiß» (ich weiß) usw.

Es kann nun niemals Aufgabe der Mundartpflege sein, solche Altertümlichkeiten wieder neu zur Geltung zu bringen. Sie kann vielmehr erst dort einsetzen, wo es darum geht, gutes altes Sprachgut, das wirklich noch *lebendig* ist, vor Verwässerungen oder Verwischungen mit der Schriftsprache oder mit andern Mundarten zu schützen. In diesem Sinne gilt es heute zum Beispiel, den St. Gallern zu zeigen, daß der «Scherm» aus dem Laden in der eigenen Stadt ebenso gut taugt wie der «Schirm» aus der auswärtig gelegenen Fabrik, daß «hondert» ebensoviel ist wie «hundert», daß ein «Tromm» ebenso schön wie ein «Traum», ein «Wonder» ebenso großartig wie ein «Wunder» sein kann, daß «Aarbet» ehrwürdiger ist als «Arbeit» und daß ein echter St.-Galler «Schöblig» besser schmeckt als ein «Schüblig» von anderswoher. Und sollte sogar einigen dieser lautlichen Wandlungen auf die Dauer nicht zu widerstehen sein, so bleibt doch die dringliche Aufgabe, unsere Mundart vor ganzen schriftsprachlichen Wort- und Satzgebliden zu bewahren (Genitiv, Participia praesentis, Relativpronomina usw.); denn gerade *hier* droht ihr wohl am meisten Gefahr.

Aber die *reine Mundart* wird in St. Gallen nicht nur gefordert; sie wird hier auch wirklich gepflegt. Die eingesessenen Bürger brauchen durchaus noch die guten alten Formen und empfinden etwas anderes als fremd. Zudem hat seit mehreren Jahren die Mundartpflege in der «Gesellschaft für deutsche Sprache» eine sichere Stätte gefunden. Deren Obmann, Professor Dr. Hans Hilty, hat schon mehrere Sammlungen neuerer st. gallischer Mundartdichtung für Schule und Haus herausgegeben. Dies wurde vor allem möglich durch die Mitwirkung einiger lebender Dichterinnen, wie zum Beispiel Klara Wettach, Klara Müller und Frida Hilty-Gröbly, die alle in jüngster Zeit die st. gallische Mundartliteratur (Lyrik, Epik und Dramatik) in beglückender Weise bereichert haben.

In St. Gallen wirkt aber auch Professor Heinrich Edelmann, der zusammen mit seinem Schwager Albert Edelmann, dem Lehrer an der Bergschule Dicken ob Ebnat, der Mundartüberlieferung des *Toggenburgs* sorgfältige Pflege angedeihen läßt. In St. Gallen lebt Leonie E. Beglinger, die in ihrer ernsten Lyrik die Mundartdichtung des *Sarganserlandes* fortführt. Und hier wirkt auch Professor Dr. Georg Thürer, heute der bedeutendste *Glarner* Mundartdichter.

So hat sich allmählich in der Gallusstadt ein ganzer Kreis von treuen Arbeitern im Weinberg der Mundartpflege gebildet. Neben dem wenig urchigen (doch darum nicht minder schönen) Stadt-St. Gallischen kommen dabei auch die Mundarten der verschiedenen Landschaften der Nordostschweiz zu ihrem Recht, die noch mehr Erdgeruch ausströmen und die zurückweisen zum Volkslied, zum Alpsegen und zur Epik des Spätmittelalters (Heinrich Wittenweilers «Ring»!).

Nennen wir auch noch das st. gallische Rheintal und das Werdenberg mit ihrer reichen mundartlichen Überlieferung, das Appenzellerland mit seiner mannigfaltigen Mundartliteratur und den benachbarten Thurgau mit Mundartdichtern wie Alfred Huggenberger, so müssen wir, beglückt von dieser Fülle, anerkennen, daß auch die Nordostschweiz in der Mundartpflege und Mundartdichtung ihren Platz ausfüllt.

Gewiß, wir können keinen Tavel und keinen Lienert zu den unsern zählen. Gewiß, die *bewußte* Pflege der Mundart hat hier später eingesetzt als anderswo. Aber auch hier gibt es Leute, die (alle an ihrem Orte) jenen ernsten heimatlichen Kulturwillen vertreten und weitergeben, dem der St. Galler Robert Alther einmal in seinem «Borgerwäägsproch» Ausdruck gegeben hat in den Versen:

... Mer send no doo ond bliibed doo
ond wend üs nöd vertrocke loo!
Wär mit üs teenkt ond mit üs goot
ond fescht uf Häimetbode stoot,
dem gend i üsrer Stadt mer d Hand.
Schliicht aber lätze Gäischt is Land,
so stommer uuf: «Schloß mit dem Spiil!
Hie guet Sant Galle alewil!»

Hans Rudolf Hilty.

Die Stadt Zug als Vorposten der innerschweizerischen Dialekte

Zug, wohl eine der reizvollsten Kleinstädte, eingebettet zwischen Voralpen, dem Hügel- und Flachland und einem anmutigen See, war bis vor 50 Jahren noch ein Landstädtchen mit einem besondern Dialekt, welcher von dem der umliegenden Gemeinden deutlich abwich und stark dem schwyzerischen ähnelte.

Alle meine Verwandten sind einheimische Stadtzuger wie ich, und ich spreche ihn noch, unsern alten Dialekt, wie er uns in einigen literarischen Versuchen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts entgegentritt. Heute aber ist er im Verschwinden begriffen und nur in der ältern Generation der Bürgerfamilien gut erhalten geblieben.

Zug hat sich seit meiner Jugend durch Industrialisierung fast ums Dreifache der Einwohnerzahl vergrößert, während sich die Kopfzahl der einheimischen Bürgerschaft um mehr als die Hälfte verminderte. Daß dieser Umstand auf den ehemaligen Dialekt eine zerstörende Wirkung haben mußte, kann man sich denken. Zu alldem liegt die Stadt auf dem Treffpunkt dreier Dialektgebiete, dem freiämtischen, dem zürcherischen und dem schwyzerischen, dessen Einschlag zugunsten der beiden vorgenannten am Zurückweichen ist.

Einige hervorstechende Eigentümlichkeiten der ursprünglichen stadtzugerischen Mundart sind: Eine stark ausgeprägte Differenzierung der Hellaute, die namentlich in vielen Doppelvokalen zum Ausdruck kommt und schriftlich nicht leicht angedeutet werden kann. So spricht man z. B. See mit einem offenen e, einem geschlossenen e und einem i; Brod mit einem offenen und einem geschlossenen o und u; bös mit offenem und geschlossenem ö und ü (Seei, Brooud, bööüs); sodann die harten k, ch; oft «ü» statt «äu, eu», die vielen «i» anstelle von «ei», z. B. in fry, dry, schnye, ghye, Party, Blogery, Naredy. (In den Landgemeinden der Ebene und in